

VI. Haus und Familie in Koblenz. 1841—1873.

Der Beginn der Koblenzer Zeit brachte reiche Freude und ernste Trauer rasch nach einander in Landfermann's Haus. Im November 1841 wurden ihm Zwillinge geschenkt, die kaum in der Taufe die Namen der Freunde Baedeker, C. W. Arndt und Hülsmann empfangen hatten, als sie erkrankten und starben. Den Eltern war es werth, daß sie früher einmal auf der Durchreise auf dem schönen Kirchhof bei Koblenz mehrere Stunden nach Schenkendorf's Grab gesucht hatten und dadurch an dieser Stätte schon etwas heimisch waren.

Nach und nach traten Landfermann Männer der verschiedensten Berufskreise nahe, und mit den Freunden vermehrten sich die geselligen Beziehungen. Alle vierzehn Tage versammelte sich im „Niesen“ eine ausgewählte Gesellschaft höherer Beamten und Officiere zu geselliger Unterhaltung, die mit freien Vorträgen der Mitglieder wechselte und besonders in bewegten Zeiten viele Interessen anregte. Den Töchtern aus jenen Kreisen hielt Landfermann einige Jahre hindurch mehrmals wöchentlich in seinem Hause geschichtliche und litterarische Vorträge. Zeitweise übersetzte er auch mit einigen im Italienischen geübten Damen aus dem ihm vor allem werthen Dante, was er später noch vielfach mit der Frau und den Töchtern fortsetzte. Ein theologisches Kränzchen war ihm u. a. dadurch anziehend, daß einige höhere Officiere daran Theil nahmen, ihre griechischen Neuen Testamente mitbrachten und mit großer Sicherheit lasen.

Am liebsten aber verweilte Landfermann im Kreise der Seinen, denen er durch Dienstreisen oft genug entführt wurde. War er auch nur wenige Tage entfernt, so bezeugten Briefe, wie seine Gedanken daheim weilten, selbst wenn er zu Fuß von

einer Landschule zur anderen pilgerte. Längere Abwesenheit erforderten seine Theilnahme an der Generalsynode in Berlin 1846 und an den Landtagsstzungen 1849–1852, die zudem manchen schmerzlichen Kampf in seiner Seele erregten. Denn konnte Landfermann nun, nach den früheren unklaren Jugendträumen, mit gereiftem Mannesmuth für seines Volkes Wohl mitrathen, und wo es Pflicht schien, mitkämpfen um das, was er als heilsam, erkannte, so erhob sich dabei doch oft bitterer Zwiespalt in seinem Inneren, und viele Hemmnisse machten ihn zwar nicht muthlos, aber es schloß dann wohl ein Brief: „Ich bin traurig — habe schwere Gedanken — mag nicht ausgehen“ zc. — Das klang den Seinen fremd, da er sie sonst immer mit heiteren Briefen erfreute.

Von Berlin aus besuchte er 1849 anläßlich der Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins Breslau. Ein Brief*) an sein Haus berichtet darüber: „Hier bin ich also einmal an dem Ort, an den wir vor 3 $\frac{1}{2}$ Jahren so viel gedachten. Du kannst denken, daß ich mir ihn darauf ansah, wie es uns da wohl gefallen haben würde: und ich glaube gut. Eine alte junge Stadt voll rührigen Lebens und ehrwürdiger Zeugnisse von alter deutscher Art, hohe Dome und Kirchen, ein prächtiges Rathhaus mit Thürmen, Giebeln, Erkern, schwarzgrau aber mit grünem Ephen bedeckt; auf dem Ring steht ein herrliches Reiterstandbild: Friedrich II., der Schlesiens erobert, streckt hier die Rechte segnend über das Land, mit der Unterschrift: Friedrich II. die dankbaren Schlesier. Auf einem andern Platz der alte Blücher, die Hand zum Schwur erhoben, auf einem Granitstein, an welchem nichts steht als: Mit Gott für König und Vaterland 1813. In der herrlichen Kirche, in der wir Gottesdienst hielten, hingen sechs gewaltige Tafeln voll Namen derer, welche aus diesem Kirchspiel damals fielen.

*) 29. August.

Eine Menge schöner Häuser, ein hübscher Fluß, herrliche Promenaden, freundliche gefällige Menschen, kurz hier läßt sich gewiß gut leben: manchmal denke ich, warum wir nicht hingegangen. Aber solche Gedanken sind nichts werth, es muß eben überall gut sein."

Glück und Freude kam über das Haus, wenn der Hausvater nach längerer Abwesenheit wieder heimkehrte. Wie mächtig erklang dann am frühen Morgen das Festlied „Lobe den Herrn, den mächtigen König!" u. s. w. Denn die Sitte des Hauses war die, daß man das Tagewerk mit einer freudigen Erbauung anfang, bei der der Gesang nie fehlte. War der Vater fern, so nahm die Mutter dabei seine Stelle ein, den Choral auf dem Klavier begleitend. Die jüngsten Kinder wurden früh durch gute Lehrer zum Singen angeleitet und die jugendlichen Stimmen kamen besonders später zu rechter Macht, als sie sich durch mehrere Pflegetöchter (s. S. 322) oft auf weit über ein Duzend vermehrten, wobei das freie Wohnen am Rhein keine Rücksichten und Schranken gegen Mitbewohner und Nachbarn auferlegte. Hatte die fröhliche Jugend am Abend das Bedürfnis zu springen und zu tanzen, so war es der Mutter ein liebes Doppelamt, ihnen Märsche und Tänze aufzuspielen. Solchem Treiben schaute der Hausvater mit Lust zu, und wenn er die Pfeife hinlegte, dann kamen die Volks- und Kriegslieder an die Reihe, wobei man seinen tiefen Bass mächtig heraushörte; wie schwer war da ein Aufhören herbeizuführen, da die versereichsten Lieder ihm die liebsten waren, so „das Lied vom Schill“, „Zu Kolberg auf der grünen Au“, „Wie mir deine Freuden winken“, viele vom Rheinstrom u. s. w. — Als die erste Wohnung Landfermann's zu eng ward und durch Verkauf ein wiederholter Umzug nöthig wurde, verlangte er sehr nach einem Garten für seine Kinder und nach einem weiteren Weg zur Regierung für sich, der ihn des zeitraubenden Spazierengehens überheben würde. Da fügte es sich denn, daß ein lieber Freund, der Regierungspräsident Deltius, ihnen ein ganz in seiner Nähe am Rhein gebautes Haus

vermieten konnte. Froh und dankbar hat Landfermann mit seiner Familie eine lange Reihe von Jahren dieses herrliche Heim bewohnt; der trauliche Verkehr mit der Familie Delius war in Leid und Freud eine Segensquelle für ihn und die Seinen, wobei die Jugend in beiden Häusern gerne Unterricht und Erholung gemeinsam pflegte. — Außer den nahe befreundeten Familien Baedeker, Groos, Delius, Bohn lassen sich noch Manche nennen, mit denen Landfermann und die Seinen in wohlthwendigster Berührung standen, wie die General-Superintendenten Küpper, Schmidtborn, Wiesmann, Nieten, die Generale von Bardeleben und von Thiele, ferner von der Goltz, Schierenberg, Focke, Goebel, die Pastoren Schütte und Pink und Andere. Auf Wunsch der Familien Delius und von Bardeleben schrieb Landfermann im Anfang der sechziger Jahre Lebensabrisse des Regierungspräsidenten Delius und des Generals von Bardeleben, beide nur zur Vertheilung an Freunde bestimmt.

Koblenz und seine Bewohner erlebten damals durch den Aufenthalt des Prinzen und der Prinzessin von Preußen eine bedeutungsvolle Zeit, die nach allen Seiten eine Fülle des Segens spendete. Zu dem Kreis hervorragender Persönlichkeiten, den besonders die Prinzessin von Preußen um sich sammelte, wurde auch Landfermann häufig herangezogen.

Zwischen so manchen lichten und sonnigen Ereignissen fehlten auch dunkle Schatten nicht. 1844 wurde die Hausfrau von schwerer Erkrankung betroffen, welche unheilbare Schwerhörigkeit zur Folge hatte. Im folgenden Jahre starben rasch nach einander zwei Töchterchen, Wilhelmine und Luise. Der älteste Sohn Christian kam 1850 krank von einer Ferienreise nach Heidelberg zurück und legte sich an einem langwierigen und gefährlichen Nervenfieber, das sich bald auch auf seine beiden jüngeren Brüder übertrug. Die

Schwesterchen hatten bei Freunden liebende Aufnahme gefunden, die sie vor Ansteckung bewahrte. Da Christian nach sechs Wochen der Genesung entgegen ging und der Arzt die Krankheit der jüngeren Geschwister nicht für gefährlich hielt, so reiste Landsermann getrost zu einer Synode nach Duisburg, wohin ihm aber schon nach zwei Tagen die Todesnachricht des vielgeliebten 11jährigen zweiten Sohnes Dietrich (Diezmann genannt) folgte. Er, der dem Vater ganz ähnlich war und in seiner Frische und Heiterkeit aller Menschen Liebe gewann, schien mit reichen Gaben für ein freudiges Leben geschaffen. Es war den Eltern zuerst, als wiche mit ihm der lieblichste Segen aus dem Hause, wie es der Vater auch aussprach in den beiden Liedern zu seinem Andenken und zum Troste der Mutter:

Meiner Hausfrau zu Weihnachten
als unser Dietrich 11 $\frac{1}{2}$ Jahr alt am 4. November 1850 gestorben war.

Von kühnem Manneswerben
Und heldenfreud'gem Sterben
Ging ernste Mahnung um.
Wir aber sah'n entschweben
Ein stilles Blütenleben,
Und fragen bang warum, warum?

Recht ohne Sorg' und Mühen,
Im Spielen nur und Blühen
War es emporgereift,
Recht wie mit bunten Flügeln
Leicht zwischen Quell und Hügeln
Ein Schmetterling die Blumen streift.

Wer sich an Blumen lezet,
Den hat auch er ergötzet
Wie uns so manchen Tag,
In fröhlichen Gedanken,
Was aus den Blumenranken
Wohl einst als Frucht erwachsen mag.

Doch nicht auf unsern Wegen
 Kam ihm der Herr entgegen,
 Gott rief, wir merkten's kaum;
 Und er in Blumenträumen
 Entfloh den Erdenräumen,
 Er selber wie ein Blumentraum.

Nun spielen all' die Lieben,
 So viele uns geblieben,
 Froh um den Weihnachtsbaum,
 Wir aber stehn und weinen,
 Und möchten nur den Einen
 Noch sehen in dem hellen Raum.

Doch er ist unverloren,
 Der Sohn, den du geboren,
 Ein Starker bürgt für ihn;
 Der will auf seinen Wegen
 Ihn hüten und ihn pflegen,
 Und ihn recht sicher zu sich ziehn. —

So gönn' ihm dort das Blühen,
 Wo nicht das Herz verglühen,
 Die Blume welken mag,
 Und laß uns fröhlich warten,
 Bis zu dem lichten Garten
 Auch uns beruft der rechte Tag.

Meinem Dietrich.

(Weihnachten 1852.)

Mein Kind voll stiller Freude,
 Heut' hab' ich dein gedacht.
 Zur Lust und nicht zum Leide
 War mir dein Bild erwacht;
 Ich trank aus deinen Zügen
 Mir frischen Lebensmuth,
 Dein fröhliches Genügen
 Ward mir zu reichem Gut.

Ich sah die Stirn dich kränzen
 Mit schlichten Blümlein,
 Dein Auge hell erglänzen
 Im kargsten Sonnenschein.
 Ich sah dich schwelgend trinken
 Aus armem Wasserquell,
 Aus Strauch und Moos dir winken
 Nur Freude warm und hell.

Ich sah dich Liebe finden,
 Wohin du dich gewandt,
 Den Freundekranz dich winden
 Mit leichter Kindeshand;
 Sah fröhlich dich ergreifen,
 Fröhlich entsagen auch:
 Froh in die Ferne schweifen,
 Froh weilen war dein Brauch.

Ich sah dich hoffend schauen
 In reichste Lebenslust,
 Und ahnend dir erbauen
 Eine Welt in deiner Brust,
 Und wenn aus Farb' und Tönen
 Dir bunt dein Reich entstand,
 War doch dein frohstes Sehnen
 Zur Mutter hingewandt.

Da senket sich ein Schleier
 Trüb' zwischen uns hinab,
 Stumm wird die lust'ge Feier,
 Und vor mir steht ein Grab.
 Der Farbensdust verblischen,
 Der Klänge Lust verhallt,
 Das Hoffen bang entwichen,
 Das warme Leben kalt.

Du Grab auf heitern Höhen,
 Zum Haupt das heil'ge Kreuz,
 Das Land ringsum zu sehen
 In seiner Fülle Reiz,

Lehr' du mich fröhlich leben
 Wie einst mein fröhlich Kind,
 Bis sich die Schleier heben,
 Und wir beisammen sind.

Eine rührende Sammlung von Andenken an ihn und an die beiden vorher geschiedenen Schwesterchen bewahrte der Vater fortan auf seinem Schreibtisch. Einer von Dietrich's Lehrern brachte eine Anzahl Papierschnitzel, auf denen dieser mancherlei gezeichnet hatte, indem er sagte: „da es während des Unterrichts geschehen, habe er es rügend wegnehmen müssen und doch nichts von der Hand des lieben Jungen in den Ofen werfen können“. Bei einem andern der Herren sah der Älteste noch nach Jahr und Tag ein Heftchen mit des Bruders Namen und frug: „ist das nicht von unserem Diez?“ „Ja, war die tief bewegte Antwort, und es soll hier liegen bleiben, zu seinem Andenken“. Zu der großen Freude am Zeichnen war dem Kinde noch eine besondere Fähigkeit und Liebe zur Musik verliehen, so daß er nach kurzer Unterrichtszeit was er zufällig hörte rasch auf dem Klavier begleiten konnte, und seinen vielen Kameraden war es immer die liebste Unterhaltung, sich um ihn an dem Instrument zu versammeln, wenn er seine Märsche und Lieder anstimmte. — Ein häufiger fröhlicher Anblick! Wie mußte Landfermann mit so tiefer Trauer das Alles ins Grab senken!

Fast noch Schwereres traf ihn mehrere Jahre später. Der älteste Sohn hatte sich nach dem schlimmen Fieber kräftig entwickelt, früh sein Abiturienten-Examen bestanden und dann das Jahr als Freiwilliger auf dem Ehrenbreitstein gedient, um noch im Elternhause weilen zu können. Der jüngste Bruder Paul, den er zur Taufe gehalten hatte, war damals gerade ein Jahr alt und die Geschwister nannten scherzweise diesen Ältesten und den Jüngsten „die beiden Einjährigen“. Als jener darauf in Erlangen und Berlin Jura studirt hatte und Ostern 1856 nach Koblenz heimzukehren hoffte, begegnete ihm im Berliner Thiergarten um

die Weihnachtszeit bei einem raschen Gang mit Freunden das Unglück, durch starkes Anrennen im Dunkeln an einer Barriere sich etwas in der Lunge zu zersprengen, was heftige Blutstürze zur Folge hatte, die sich nach Zwischenzeiten besseren Befindens auch in der Heimat immer wiederholten und nach leidensvollen 1 $\frac{1}{2}$ Jahren den Tod herbeiführten. Wenige Wochen vor ihrer silbernen Hochzeit mußten die Eltern den geliebten Sohn abscheiden sehen, und wie viel bedurften sie der göttlichen Hilfe, um in Geduld und christlicher Tapferkeit wieder weiter leben zu können! — In einem Gesangbuchsliede, das Landsermann vorzugsweise liebte, hieß es in einem Verse: „Vater, Deine rege Gnade, Mach uns, die wir Deine sein, Bei dem Gang im Lebenspfade Manche segensvolle Pein“. Seine Frau wandelte zuweilen ob solcher Bitten bei dem vielen Herzeleid ein Zagen an, aber er meinte dann:

„Gott weiß allein, wann und warum wir das Kreuz haben müssen, aber wenn es kommt, verstehen wir es auch besser und tragen es leichter, wenn wir darum gebeten haben. Also, nur getroßt!“ —

Und bald sagte er ihr noch in einem Briefe:

„Grüble nicht über diese schmerzlichen Dinge und wie man das unabänderlich Geschehene vielleicht hätte abwenden können; das ist eitel, und darum nicht gut. Unseren Kindern hat Gott selbst die Gemeinschaft mit ihm, dem Ewigen, angeboten und eröffnet. Darum sind sie bei ihm aufgehoben und unsere Gemeinschaft mit ihnen beruht auf dem Grunde unserer Gemeinschaft mit Gott. Darum, auf das was vorne ist, laß uns denken! Schick das Herze da hinein, wo es ewig wünscht zu sein!“

In solcher Weise suchten die Ehegatten sich gegenseitig zu ermutigen, und viele Hilfe bot auch bald dabei der durch einige Pfleglinge wieder vergrößerte Kinderkreis und das Mitleid der Eltern mit der Jugend, die ja nur im frischen heiteren Leben gedeihen

könnte und darum allzu lange Betrübniß nie erdulden sollte, ob schon die fünf lieben eigenen Kinder und auch die anvertrauten Aeltern so herzlich und willig theilten. Man gedachte aber, wie die kommenden Jahre ihnen auch ihre eigenen Prüfungen schon bringen würden.

Schon in Duisburg und von den ersten Jahren seines Hausstandes an wurde Landfermann vielfach freundlich dringend von Freunden und Verwandten gebeten, ihren heranwachsenden Kindern ein oder mehrere Jahre Aufenthalt in seiner Familie zu gestatten; an obigem Wohnort waren mehrere Neffen, befreundete Knaben und auch einige Pfliegerstöchter in seinem Hause gewesen; dasselbe wiederholte sich in Koblenz und führte dazu, für solche Wandervögel eine festere Einrichtung zu gründen, wozu mancherlei Umstände besonders die Hausmutter antrieben. Sie lebte ohnehin, durch ihr Gehörleiden von der Außenwelt fast abgeschlossen, um so mehr der Welt ihres Hauses. Zudem wußte sie, wie sehr Landfermann, da das Unterrichten für ihn aufgehört hatte, den Verkehr mit der Jugend entbehrte und wie er mit Freude und Interesse die geschichtlichen Vorträge für die Töchter der Koblenzer Freunde als einzigen Ersatz für das Wirken an einer Schule betrieb. Zu den inneren kamen auch äußere Gründe. Die Studienjahre des ältesten Sohnes brachten vermehrte Ausgaben, und zu gleicher Zeit verlor Landfermann durch das Unglück eines Bankhauses sein väterliches Erbe. Waren manche Freunde besorgt, es möchte dieses Erziehen fremder Kinder für die Hausfrau eine Überbürdung mit Pflichten herbeiführen, so wies Landfermann das zurück und meinte: die Frauen ertrügen jede Sorge leichter, wenn sie zur Abwehr derselben etwas beitragen könnten, so wolle er es der seinen gerne auch zulassen; er bedauere oft diejenigen Frauen, bei denen durch ein allzu bequemes Dasein viele schätzbare Anlagen unbenutzt blieben, wie die Erfindungsgabe, das Organisationstalent und manche andere, die gar nicht zur Entwicklung

kommen könnten, wodurch ihnen viele der reinsten Freuden entzogen würden. Bei solchen Ansichten siegten die muthigen Pläne bald, und es schien, als ob von Anfang bis zu Ende ein freundlicher Segen, eine unsichtbare Hilfe bei dem Unternehmen thätig gewesen sei; denn der jungen Mädchen kamen immer mehr als man aufnehmen konnte, und alle fügten sich freundlich in die ihnen neuen und zum Theil sehr fremden Zustände, und ließen den Hausherrn in freien Stunden seine Gaben für die weibliche Erziehung sehr heiter weiter entwickeln. Jede Öffentlichkeit wurde dabei vermieden und die volle Freiheit gewahrt, nur aus solchen Familien Kinder aufzunehmen, in deren Sinn und Streben man auf einige Übereinstimmung in der Erziehung hoffen durfte. Zum Unterrichten hatte der Hausherr freilich keine Zeit, aber an allem, was er bisher für die eigenen Töchter gethan, ließ er die fremden Theil nehmen, zugleich wußte er schon seine Nähe ihnen nützlich zu machen und sagte oft im Scherz: „ich lehre ihnen zu leben“. Besonders waren die Abendstunden erheiternd und lehrreich, sei es nun durch Erzählungen aus seinen reichen Erfahrungen, durch häufige Prüfung ihres Wissens und Nichtwissens, oder durch Auftragen von Gedichten und Vorlesen der Aufsätze, die er aufgegeben. Eines von den öfter von der Reise geschriebenen Blättchen zeigt auf launige Weise, wie er seine Bestimmungen für die Jugend zu geben pflegte. Der Brief ist aus Düsseldorf, wo er beschäftigt war, an seine Frau geschrieben, es heißt am Schluß:

„Die thörichten Jungfrauen — so nannte Landfermann gern die in seinem Hause weilenden Mädchen, nach Matth. 25 — sollen mir einen Aufsatz vorlesen am Tage meiner Rückkehr über das Thema: »Tu étais, comme moi, la jeune fille la plus instruite, parce que nous avons beaucoup réfléchi sur peu de chose«, vergleiche „Viel Bücher machen nicht gelehrt, aber gut Ding, und oft lesen, das macht gelehrt, und fromm dazu“, oder über:

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Drum haltet Euch auch nicht wie die Schlaraffen.

„Höry und Paul sollen mir Roland Schildträger von Hhland abschreiben, und mir hersagen. Johannes soll mir Angustam amico pauperiom pati von Horaz hersagen. — Alle sollen mir singen 'Wie mir Deine Freuden winken' und 'Es klingt ein heller Klang' — möglichst ohne Buch.“

Bei all diesen, für ihn halb spielenden Unterweisungen fühlte Landfermann doch sein ganzes späteres Leben hindurch ein Heimweh nach dem ernstern Unterrichten und dem strebenden Zusammenleben mit einer größeren Schülerzahl; er sprach das öfter wehmüthig aus, und ein Briefblatt an seine Frau liegt vor, aus dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Am 4. August habe ich mir gerne vergegenwärtigt, wie ich am 4. August 1830 zuerst unter die Elberfelder Jugend trat*), unklar, sorglos, unbefangen, voll Ansätzen zu Mißgriffen — an denen es auch nicht gefehlt hat, — aber auch voll guter Zuversicht einer werdenden Jugend redlich und theilnehmend 'Werden' zu helfen, und diese Zuversicht ist nicht ganz unerfüllt geblieben, wenn auch immer weniger, je mehr sich mein Wirkungskreis erweitert und eben dadurch an Unmittelbarkeit verloren hat, in fortschreitender Folge.“

Die Beschäftigung mit den Kindern des Hauses bot ihm lieben Ersatz dafür, sie lebt in dem dankbaren Andenken vieler Pflegetöchter fort, und Manche sprachen sich oft darüber aus, wie wenig Worte Landfermann zu ihrer Erziehung gebraucht: „Auch vom Christenthum hat er uns nie viel vorgesprochen, aber er hat es uns vorgelebt, und das vergißt sich nicht.“ —

Wie viele Feste wurden zwischen der Arbeit in einfachster Weise gefeiert mit schönen Wanderungen und kleinen Reisen! Von

*) Hiernach ist S. 90 zu berichtigen.

dem reinluftigen Hausvater ging die Neigung Verse zu machen auf die Jugend über, und man hielt es für eine gute Übung des Nachdenkens über die deutsche Sprache, englische Poesten in deutsche zu übertragen und fröhliche Begebenheiten in Knittelversen zu erzählen, wobei jedes Kind seinen bestimmten Theil steuern mußte, die Hausmutter aber alles zusammenschmolz und die Hand der ältesten Tochter oft bildliche Darstellungen zugab. Dieses friedliche Zusammenleben überdauerte die Verheirathung der drei noch lebenden Töchter Landfermann's und schloß erst mit der Auflösung des Haushaltes im Jahre 1873, wo in denselben Tagen die Pflegetöchter in die eigene Heimat und die vereinsamten Alten nach Weinheim zogen. Weit die meisten der Pflegetöchter blieben dem Hause nahe befreundet und mischten sich gar oft als Gäste wieder in den fröhlichen Kreis, führten zum Theil auch eigene Kinder in denselben ein.

Von den vielen Verschen, die Landfermann seinen Pflegetöchtern auf ihre Bitten zum Abschied schrieb und die auch von der väterlichen Treue des Hausvaters zeugen, die jedem Familien- gliede wohlzuthun wußte, hier einige Beispiele:

Ich geh' bergab, du gehst bergauf,
 So segn' ich deines Lebens Lauf,
 Was Gottes Gnade mir gegeben,
 Magst du auch fröhlich reich erleben;
 Was ich an Treu' und Liebe fand,
 Die heil'ge Lust am Vaterland,
 Die fremd' und eignen Hochgedanken,
 Die innig in einander ranken;
 Die Lust an Blumen, Strom und Wald,
 An jeder muthigen Wohlgestalt;
 Die Lust am Spielen und am Singen,
 An stiller Arbeit treuem Ringen;
 Kleines zu halten lieb und werth,
 Weil d'rin das Große wird beschert;

Die Freude an dem Werk der Ahnen,
Das Hören auf des Herren Mahnen,
Und manch ein still gesegnet Lied,
Das alles sei dir reich bereit!

Doch was ich schieß und falsch gethan,
Dagegen geh' du wacker an,
Und wende nicht auf deinen Wegen
In Noth und Schaden Gottes Segen.
Von fernem Höh'n das süße Träumen
Laß nie das Nahe dich versäumen,
Und ist die Welt dir eng und kalt,
Laß nie ihr über dich Gewalt:
Bewahr' das Herz dir allezeit
Vor Hohn und Trotz und Bitterkeit.
Bang' magst du werden, nicht verzagen,
Du selbst zu sein stets kühnlich wagen.
So segn' ich deines Lebens Lauf,
Da ich bergab geh', du bergauf.

9. September 1860.

Du ziehst hinaus, die Welt ist weit;
Da liegt sie vor Dir kalt und breit,
Da liegt sie vor Dir warm und mild,
Und fragt Dich, wie Du Dir sie willst.
Wer Messeln zieht und Disteln vor,
Dem treibt die Welt sich rasch empor;
Und wer nach Schein und Schimmer tracht',
Dem wächst Unkraut über Nacht.
Doch lichte Blumen, süße Frucht
Beut Gottes Welt dem, der sie sucht,
Und wer sie pflückt mit treuen Händen,
Findet auch reichlich auszuspenden.
Nun wer die Wahl hat, hat die Dual,
Doch Du triffst, denk' ich, schon die Wahl.

9. November 1860.

Fahnjunker wurdest du genannt:
 Du trugst so gern voran
 Mit Gott, für König und Vaterland
 Die alte Preußenfahn'.

Das ist ein Erbtheil, welches dir
 Dein Vater hinterläßt,
 Der unter solchen Banners Zier
 Gestürmt das wälsche Nest.

So trage deine Fahne hoch,
 Wohin dein Weg auch geh',
 Daß sie in spätem Jahren noch
 An deinem Hügel steh'.

Denn ob auch Frau'n- und Mädchen-Hand
 Nicht Männerwaffen trägt,
 Wird doch durch sie für's Vaterland
 Der tiefste Grund gelegt.

21. Mai 1862.

Die Friedensjungfrau hießest du
 Und warst es treulich auch.
 So übe fröhlich immerzu
 Den schönen Friedensbrauch.

Und heile, was verwundet ist;
 Was fiel, das richte auf,
 Und wo ein fröhlich Blümchen sprießt,
 Da schaff' ihm freien Lauf.

Und willst du Friedensjungfrau sein,
 So wahre Fried' in dir,
 Daß helle fließt und stark und rein
 Der Friedensquell aus dir.

21. Mai 1862.

Seit den Hört der Nibelungen
Stromesfluth hinab geschlungen,
Graben, fischen an dem Rhein
Schätze gräber groß und klein.

Diese graben tiefe Schachten,
Ob sie wohl aus Berges Nachten
Edle Erze an den Tag
Fördern mit des Hammers Schlag.

Andre in dem Gold der Neben
Hoffen sich den Hört zu heben.
Schiffer senken auf und ab
Harrend manch ein Netz hinab.

Birschend durch die dunklen Wälder,
Pflügend durch die reichen Felder,
Späh'n sie hier, und spä'h'n sie dort
Nach dem wunderbaren Hört.

Ist denn Alles weggegeben?
Wo soll ich die Schätze heben,
Die mein Herz mir zugesagt,
Also hab ich oft gefragt.

Endlich warf ich meine Netze,
Und ich hab viel edle Schätze,
Perlen find's, die mir besichert,
Die ich barg am eignen Herd:

Perlen sind es, echte, klare,
Keine, treue, helle, wahre,
Perlen, die aus Herzensgrund
Fromme Liebe machet kund.

Mag denn unter all den Schätzen,
Die ich fing in meinen Netzen,
Eine Perle echt und rein
Meta Margareta sein!

Nicht in Rosen, Lilien nur,
Himmelhohen Palmen
Lebet, webet Gottes Spur,
Auch in niedern Salmen.

Suche denn auf deinem Pfad
Rosen, Lilien, Palmen.
Acht' doch, die der Wandrer trat,
Auch der stillen Salmen,

Daß demüth'ge Fülle dir
Winde sich zum Kranze
Um der hohen Palmen Bier
Zu der Rosen Glanze.

9. Mai 1863.

Von andern Gedichten Landfermann's, die „für Freunde gedruckt“ ein Bändchen füllen, fügen wir hier nur eine kleine Auswahl bei. Die erste Ausgabe derselben brachte er „der Freundin und Schwiegermutter Luise Winter, geb. Baumann, zu ihrem drei- undachtzigsten Geburtstag den 29. Juni 1857 als alte Bekannte“ dar. Eine zweite Ausgabe ließ er 1874 drucken.

Zueignung.

Als diese Lieder jung noch waren,
Da war't auch ihr noch alle jung.
Seitdem habt ihr wohl viel erfahren,
Und ich, ja ich erfuhr genung.

Und was ich hier nun vor euch bringe,
Das lebt' in lieber alter Zeit;
Jetzt sind's gespießte Schmetterlinge,
D, thuet ihnen nicht mehr Leid.

Ich selber, was ich mir auch sage,
Bin ein gespießter Falter auch,
Noch zappelnd mitten in der Plage,
Was hilfr's, das ist ein alter Brauch.

Doch still, das Wort war frech und schände,
Noch traf ins Leben mich kein Pfeil,
Vor eignem Frevel, fremder Fehde
Blieb eines in mir frisch und heil.

Wo rechts und links die bunten Schwingen
Zerkauf mir hat die eigne Schuld,
Wo fremde Pfeile durch sie gingen,
Heilte sie meines Gottes Huld.

So pflanzt einst wie zerschoss'ne Fahnen
Mein Lied bei meinem Hügel auf,
Und soll ein Wort an mich auch mahnen,
So schreibt „hier ruht ein Streiter“ drauf.

Und denkt dabei: er ist genesen
Von seiner Schuld, von seinem Schmerz,
Denn ihn auch kam der zu erlösen,
Der größer ist, als unser Herz.

Doch jetzt zieht aus, ihr alten Lieder,
Und schaut nach alter Liebe aus.
Denk wohl, in Deutschland hin und wieder
Findet ihr manch ein trantes Haus.

Und thät' sich keine Thüre offen,
Am Neckar steht ein stilles Haus:
Wo ich ein Mutterherz getroffen,
Da weist auch euch man nicht hinaus.

Magdeburg.

Nach einem Besuch der Citadelle Magdeburg bei der Heimkehr aus
der Zweiten Kammer.

Und wieder bin ich eingekehret
In dieser finstern Mauern Raum,

Wo meine Jugend sich verzehret
In schwerem, wüstem Kerkertraum.

Wie find' ich jede Spur verloren
Von jener langen, trüben Zeit,
Weil hinter diesen dunklen Thoren
Lieb und Gedächtniß nicht gedeiht.

Ein traurig Kommen, lustig Gehen,
Das ist das Recht für dieses Haus.
Hier mag nichts haften und bestehen
Das Scheiden nur sieht hoffend aus.

Und doch, ein Denkmal ist geblieben
Von mir aus jener Jahre Traum,
Das ich gepflanzt mit stillem Lieben,
Das Keislein wuchs zum lust'gen Baum.

Das Keis, es war mit Müß' gefunden,
Ein gutes Plätzchen fand sich kaum;
Da senkt ichs ein zu guter Stunden,
Doch dacht ich nicht, es würd' ein Baum.

Und nun zu meines Baumes Füßen
Sitzt eben jetzt ein Kerkergeft.
Wie dankend sehe ich ihn grüßen
Aus seiner kurzen frohen Klast.

Das nahm ich mir zum frohen Zeichen,
Zur frohen Mahnung nahm ich's auch:
Allzeit, auch in des Kerkers Reichen,
Ist Säen, Pflanzen guter Brauch.

Mein Herz du magst daran gedenken,
Auch in des Trübsals Hof und Haus
Magst du dein Korn, dein Keislein senken,
Was gilt's, manch eins schlägt lustig aus.

Und auch ein Plätzchen muß sich finden,
Worin dein Korn, dein Keis gedeiht.
In eines Menschenherzens Gründen
Ist gutes Erdreich allezeit.

Der westfälische Klotz.

Als Graf Dohna Namens der ostpreussischen Stände 1717 gegen die Einführung des Hufenschoces mit den Worten »tout le pays sera ruiné« protestirte, schrieb König Friedrich Wilhelm I. an den Rand: »tout le pays sera ruiné«? Nihil credo, aber das credo, daß die Junkers ihre Autorität: Nie pos volam wird ruinirt werden. Ich aber stabilire die Souveraineté wie ein rocher von bronze. Stenzel: Preussische Geschichte III, S. 320.

Der als rocher von Erzen
Die Krone stabilirt,
Mit Sorgen, Müh' und Schmerzen,
Preußen fundamentirt,
Der Junkers letztes Treiben
Gestrecket in den Sand,
König zu sein, zu bleiben
Recht für das ganze Land.

Der königlich in Treue,
Auch königlich geirrt,
Und wie ein wilder Leue
Zerriß, was ihn genirt,
Wie muß er hart sich stoßen
An dem westfäl'schen Klotz,
Und sich umsonst erboßen
Ob eines Mannes Trotz!

Das Feuer neu entzündet
Durch Philipp Spener's Wort,
Hatt' auch in Soest gegründet
Den Waisen einen Port.
Der alte Bürgermeister,
Herr Klotz war er genannt,
Der war es, der die Geister,
Gefacht zu solchem Brand.

An solcher Liebe Werken
Trent auch der König sich,

Zu mehren und zu stärken
Denkt er sie königlich.
Der lieben blauen Kinder
Gedenkt er aber auch:
„Es sei dies Haus nicht minder
Für ihrer Waisen Brauch.“

„So ist es nicht gemeinet,
So ist's nicht Recht der Stadt,“
So zeugen da vereinet
Herr Klog mit seinem Rath.
Und nun genug geschrieben,
Und doch nichts ausgemacht,
Nun sei der Trotz vertrieben
Durch Königswortes Macht.

Der König kommt zu halten
Heerschau im Soester Feld,
Und hat den Klog, den alten,
Aufs Rathhaus gleich bestellt:
„Sprecht, wollt ihr den Soldaten
Öffnen Eu'r Waisenhaus?
Laßt euch im Guten rathen;
Ich will's, damit ist's aus.“

Als Unterthan bescheiden
Spricht der Herr Klog gar bald.
„Wie werden, Herr, es leiden,
Denn Eu'r ist die Gewalt.
Doch eh' Ihr mögt erlangen,
Daß Recht es heiße hier,
Muß ich zuvor erst hängen
Vor dieser Rathhausthür.“

Des Königs Adern schwellen,
Es bebt der ganze Kreis,
Doch fasset sich zur Stellen
Der Herr, und spricht fast leis:

„Der für das Recht gesprochen,
Der soll mir hangen nicht;
Eu'r Recht wird nicht gebrochen;
Bleibt Ihr bei Eurer Pflicht.“

Und als er heim im trauten
Tabaks-Kollegium,
Und alle auf ihn schauten,
Da geht sein Wort herum:
„An einem groben, großen
Kloß im Westfalenland,
Da hab' ich mich gestoßen,
Wie ich's noch nie empfand.“

Was gilt's, in seinem Herzen
Hat er es wohl verspürt,
Wenn er mit Müß' und Schmerzen
Sein Preußen stabilirt:
„Soll ich mein Preußen bauen,
Wie mir's vor Augen stand,
So gilts, daß unverhauen
Noch manch ein Kloß sich fand.“

Die Mär' hört ich erzählen
Ein Soestisch Mütterlein,
Sie that des Ziel's nicht fehlen,
Dem Söhnchen grub sich's ein.
Sein Herz sah man erbeben
Von rechtem Christentrog;
Er sprach: „Will Gott es geben,
So werd ich auch ein Kloß.“

1852.

Meiner Tochter Anna zu ihrem Geburtstage.
(Mit der Statuette eines Mädchens mit ausgestreckten offenen Händen.)
Mit offenen Händen wünsch ich mir mein Kind,
Und also innen sei das Herz gesinnt.
Wo Herz und Hände fröhlich offen stehn,

Muß aus und ein das Beste fröhlich gehn;
 In frohem Nehmen und in frohem Geben
 Gewinne dir und leb erst recht ein Leben.

Die Blume, die die stille Wiese reicht,
 Der Morgenhauch, der Strom und Wald bestreicht,
 Der goldne Apfel, den der Herbst dir bringt,
 Der Psalm, den dir und mir die Lerche singt,
 Und was an schöner Frucht und schönen Blüthen
 Die schöne Welt dir irgend wird er bieten,
 Nicht flüchtig soll es dir vorüberstreifen,
 Mit offenen Händen sollst du's frisch ergreifen.

Was aber edle Geister sinnend fanden,
 Und kündeten in alt und neuen Landen,
 Es lebt dir nur und wird dir traut bekannt,
 Erfassest du's mit frischer offner Hand.
 Und Noth und Ehre, die dein Volk erfahren
 In grauen Zeiten und in jüngsten Jahren,
 Sie sind ja dein, so nenne sie auch dein;
 Kann deinem Volk dein' Hand verschlossen sein?

Nun trauter Hände Druck und Liebesgruß,
 Ob dir's der Vater erst noch sagen muß? —
 Ein fröhlich Nehmen macht sie erst dein eigen,
 Drum Herz und Hand laß offen sich erzeigen.
 Und wenn der Herr dich ziehen will und fassen,
 O greife zu, um nimmer los zu lassen,
 Ob er in Lust und Spiel sich zu dir neiget,
 Ob er in Angst und Schmerz sich dir erzeiget.

Und lerntest du zu nehmen leicht und gern,
 Wie bliebe da ein fröhlich Geben fern.
 Was Gott dir stille in das Herz gesenkt,
 Und was er in der schönen Welt dir schenkt,
 Du merkst es erst, wie groß sein Reichthum ist,
 Wenn offner Hand du froh zum Geben bist,
 Was er dir lieh, still weiter zu verleihen,
 Und als sein Saatkorn froh um dich zu streuen.

Zum Geben und zum Nehmen froh gefinnt,
Mit offenen Händen wünsch' ich mir mein Kind. 1853.

Friesischer Mutterlohn.

(Vergl. v. Kampen, Geschichte der Niederlande. I, 65.)

Es war der Friesen heidnisch Recht:
Wen seine Mutter treu gehegt,
Daß ihn kein schlimmer Hahn gebissen,
Kein Eberzahn ihn wund gerissen,
Kein Hundebiß ihn hat verletzt,
Kein Rosseshuf ihm eins versetzt,
Gestoßen ihn kein Rinderhorn,
Und er hat nun ein Weib erkor'n,
Daß er zum Lohne jedes Jahr
Der Mutter bringt fünf Schilling dar.
Dich hat die Mutter auch gehegt,
Dich hat, so lang sie dein gepflegt,
Geschädigt nicht der wälsche Hahn,
Auch nicht des Ebers scharfer Zahn
Tief in des Schmutzes Pfuhl gerissen.
Der Hund auch hat dich nicht gebissen,
Der, was nur rein ist, edel, schön,
Mit schüddem Geiser muß angehn.
Der Rosseshuf, der roh zertritt,
Was nicht kann wilden Kennens mit,
Das Rindshorn, das nur vorwärts trachtet
Dem Heu nach, alter Zeit nicht achtet,
Daß es dir Knaben ferne sei,
Wer schaff' es, als die Muttertreu?
Wie lohnst du nun nach Christenrecht
Der Mutter, welche dich gehegt? Dstenbe 1856.

Die Moselwinzer.

Der Winzer schleicht bergauf gebückt
Zu holen was der Herbst geschickt.
Der Mühe Frucht ist für die andern,
Die mühelos vorüber wandern.

Nicht Lust, nicht Sang schallt wo er trat;
 Der Hunger nur zeigt ihm den Pfad.
 Still geht's bergan, still steigt er nieder,
 Am Rebstock blühen ihm keine Lieder.

Nur wüßtes Toben wohl einmal
 Kreischet bergauf aus diesem Thal,
 Wenn einer einmal sich vermessen,
 Der Noth beim Krüge zu vergessen.

Doch ist nicht ganz die Freud' hier fort,
 Auch hier sind Kinder frisch und roth,
 Die noch der Hunger nicht geknicket,
 Die noch die Arbeit nicht zerdrückt.

Die schau'n den Fröhnern lustig nach;
 Da ist kein Stöhnen und kein Ach,
 Wie Lerchen steigen auf und nieder
 Aus Kinderherzen Kinderlieder.

Die hat die Mutter nicht gelehrt;
 Kein Vater hat sie euch beschert;
 Hier kann ein Kind nur weiter tragen
 Uralters lust'ges Singen und Sagen.

Doch trifft ein Klang von eurer Lust
 Auch wohl der Alten milde Brust;
 Läßt rückwärts sie im Spiegel schauen
 Ein sorglos Leben voll Vertrauen.

Und allen bleibt ein Tag zuletzt,
 Von Gott selbst für sie eingesezt.
 Da ladet froher Ruhe Stelle
 Euch alle zu der Waldkapelle.

Da strömt auch euch vom heil'gen Kreuz
 Ein milder froher Lebensreiz,
 Und wie die Woche dunkel drückt,
 Der Sonntag kommt euch licht geschmückt.

Reil an der Mosel, 28. Oktober 1858.

Meinem Sohne Johannes.

Ein Banner pflanz' ich hoffend auf,
Der Alte einem Jungen,
Das sei in seines Lebens Lauf
Frisch vor ihm her geschwungen.

Und auch ein gutes Feldgeschrei
Sei um die Fahn' erklingen,
Von Mämerthat und Lieb' und Treu'
Mand' fröhlich Lied gesungen.

Verlieren wirst du manche Schlacht
In deines Lebens Kriegen:
Hast du die Fahne heimgebracht,
So kannst noch fröhlich siegen.

Hoch oben leuchtet hell das Kreuz
Und zeugt von Gottes Gnaden,
Und will mit süßem Himmelsreiz
Getreue Kämpfer laden.

Und drunter glänzt und rauscht und weht
Des Vaterlandes Zeichen,
Und wer zu diesem einmal steht,
Der kann von ihm nicht weichen.

Und schaust du Deutschlands Ehre nicht,
Sollst du sein Elend lieben,
Und wenn's in Trümmer scheinend bricht,
Gilt's: auf dem Brack geblieben!

Und gehen Deutschlands Sterne auf,
So tritt zu meinem Grabe,
Und streu' ein grünend Reislein d'rauf
Als letzte Kindesgabe.

Und sprich: Ich half mit gutem Fleiß
Der deutschen Ehre pflegen,
Drum darf ich wohl ein grünes Reis
Auf diesen Hügel legen.

Seinen verstorbenen Söhnen Christian und Dietrich, mit denen er am 3. und 4. Mai 1848 von Koblenz aus die Mosel und Elz hinaufgewandert war bis Schloß Elz, weihte er bei einem abermaligen Besuch dieses Schlosses am 17. September 1862 folgende Erinnerung:

Schloß Elz.

Einmal schon war mir beschieden
Dieses Waldpfads rauher Frieden.
Aus des Aufruhrs wüstem Wehen
Pilgert' ich zu diesen Höhen.

Zweie mit mir leichten Muthes,
Harrend reichen Lebensgutes,
Wollten unter Vaters Augen
Welt und Leben in sich saugen.

Einer wie mit buntem Flügel
Streift die Thale und die Hügel,
Auf des Lebens Fluth geschaukelt,
Wie die Elz dort springt und gaukelt.

Habicht, der um Klippen kreiset,
Schwälblein, das die Jungen speiset,
Blumen an des Baches Grunde,
Ahnenbilder in der Kunde,

Burgverließ am Bischofssteine,
Ketten, modernde Gebeine,
Alles als lebend'ge Blüthe
Flücht zum Kranz sich sein Gemüthe.

Ersrter Sinn schon treibt den andern
In dem frohen Waldeswandern;
Arbeit künden schon und Streiten
Ihm die wilden wüsten Zeiten.

Ruhend saß ich in der Ecke,
 Doch der Knabe trat, der feste,
 In der Bauern Loben dorten,
 Und sie hörten seinen Worten.

Wie er da ganz sonder Schæue
 Sprach von Recht und Zucht und Treue,
 Ging auch meinem Herzen offen
 Aus des Knaben Muth ein Hoffen:

Wachsen werden diese Knaben,
 Und mein Land wird Männer haben.
 Was ich träumen mag und singen
 Frisch zu thun wird euch gelingen.

Und nun komm' ich wie vor Jahren
 Wieder dieses Wegs gefahren.
 Spielend rauscht die Elz wie immer,
 Doch die Zweie hören's nimmer.

Angesichts der Jungfrau.

Einmal wird Gott diese Gauen
 Deutschland wieder fest antrauen,
 Fern im Geist werd ichs gewahr. —
 Was verscherzte Habsburgs Nar,
 Ein Nar wirbt mit andren Fängen,
 Wird die falschen Grenzen sprengen.
 Kommt ihr Deutschen Mann für Mann,
 Jungfrau tritt zur Hochzeit an,
 Aber schmückt Euch recht zur Feier:
 Jungfrau will nur reine Freier. —
 Meine Enkel, wenn ihr's schaut,
 Grüßt dann auch von mir die Braut.

Auf dem Rügen bei Interlaken,
 27. Sept. 1869.

Die politischen Ereignisse, welche seit der Mitte des Jahrhunderts das Vaterland und die Welt bewegten, erregten auch Landfermann bis ins Innerste. Im Jahre 1866 fühlte er sich vor allem verpflichtet, die süddeutschen Verwandten und Freunde in Heidelberg, Stuttgart, Frankfurt und andern Orten über Preußens Vorgehen zu belehren, und die ihn nicht hören wollten, ernstlich zur Ordnung zu rufen. Wir theilen das Bruchstück eines Mundbriefes an die Freunde in Süddeutschland aus der Zeit unmittelbar nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten mit.

„Daß der Krieg ein schweres Übel ist, und dieser Krieg zumal, wer kann das verkennen? Er war es aber auch schon, als die faule Feigheit sich hinter die sentimentale Phrase verkroch und von Bruderkrieg sprach, als Habsburg seine Kroaten, Panduren, und wie die Barbarenhorden alle heißen, anfang gegen Deutschland herzuführen; er ist es noch mehr, seit die Souveräne von Napoleon's Gnaden durch die Rechtsverdrehung vom 14. Juni sich zu Habsburg gesellt haben. Das Herz hat mir geblutet bei der (falschen) Nachricht, daß wir bei Friedberg ein hessisches Regiment hätten vernichten müssen, wenn ich schon wußte, daß 1806 Württemberg und Baiern in Schlesien ruckloser gehaust hatten, als die Franzosen, daß wir 1813 bei Lützen die Hessen, bei Leipzig die Badener haben vernichten müssen, um die deutsche Nation zu retten. Das Elend des Krieges ist jetzt schon groß und wird noch größer werden, und härter trifft der Krieg Niemand als uns Preußen, da wir allein nicht erkaufte Söldner ins Feld schicken, sondern unsere Söhne und Brüder, wie es nirgends geschehen ist, seit die Griechen bei Marathon gegen die Kroaten und Panduren des Perserkönigs standen oder Sokrates als Athenischer Landwehrmann im Heere stand. Mein Sohn (Johannes) ist Grenadier im Regiment „Kaiser Franz“*), unsere Pflegetöchter haben fast alle

*) Vergl. S. 354.

Brüder und Bettlern dabei, und ein Bekannter in Duisburg sagte mir kürzlich, „mit 5 Söhnen und zwei Schwieger söhnen ist mein Haus genügend vertreten.“

„Ja, der Krieg bringt furchtbares Elend, das muß auch der anerkennen, der nicht zu den faulen Elenden gehören möchte, von denen es heißt:

Und in dem Zorngerichte
Kniet armer Sünder Zahl:
Herr Zebaoth, vernichte
Nur nicht mein stilles Thal!

Das ganze Volk erschlage,
Nutte die Menschheit aus,
Nur triff mit Deiner Plage
Nicht mich und nicht mein Haus.

„Wer nun der menschliche Urheber dieses Krieges ist, das will nicht aus kleinen Nebenumständen und gelegentlichen Einzelheiten beurtheilt sein, sondern aus der ganzen Sachlage, aus den bleibenden, nicht aus den vorübergehenden Momenten. Bismard's Übermuth, oder auch sein tiefes und gerechtes Gefühl für die Ehre und die Bestimmung unseres Staates; des Habsburgischen Kaisers Hochmuth, Beust's und Dalwig's Armseligkeit, das Geklüfte der schwäbischen und badischen Reichsritterschaft, altverrottete Privilegien wieder zu gewinnen, die Arroganz schnarrender Berliner — das sind mehr untergeordnete Dinge. Was mir als das Bleibende, Wesentliche erscheint, ist etwa dieses:

„Das deutsche Volk ist von Anfang an aus mannigfaltigen Gliedern, Stämmen zusammen gewachsen, wie die andern, und wie diese von blutigem Hader zerfleischt worden, seit Hermann's und Marbod's Tagen, seit Welfen und Ghibellinen u. s. w. Die Mannigfaltigkeit des deutschen Lebens, die so viele schöne Früchte getragen hat, zusammen zu fassen in einer starken Einheit, die ihr Bestand und Halt geben könnte, ist seit 800 Jahren nicht mehr

gelingen. Schon um 1499 brach Kaiser Maximilian in die Klage aus, daß er „die Seele eines so krüppeligen Körpers sein solle“. Die Kaiser, denen vor allen die Aufgabe zugefallen wäre, die deutsche Nation zusammen zu fassen, konnten oder wollten es seit 500 Jahren nicht und waren in der Regel des deutschen Reiches „Erztiefväter“, wie Kaiser Max seinen Vorgänger Karl IV. nannte. Vor allem seit vor 400 Jahren die Habsburger, für welche die draußen im Reich nur da waren, um sie für ihr eigenes Gebiet auszunutzen, für das Österreich, in welches neben 8 Millionen Deutschen 30 Millionen Magyaren, Tschechen, Italiener, Slowaken, Slawonier, Karzgen, Ruthenen, Dalmatier, Serben, Szekler, Heidenen, Hannaten, Tschupatschen, Panduren, Kroaten, Zigeuner und Polen zusammengefaßt sind, feindselig unter einander, am feindseligsten gegen alles Deutsche und nach deutschem Silber gierig. Vollends seit Karl V. Luther und die Geistesfreiheit zu Worms in die Reichsacht erklärt hatte, an dem unseligsten Tag der deutschen Geschichte, und unter den Habsburgern das Streben erblich wurde, die Geistesfreiheit in Deutschland zu tödten, wie es in Spanien durch die Scheiterhaufen der Inquisition gelungen ist, konnten die Habsburger auch Deutschland nicht mehr zusammen halten, es zerbröckelte unaufhaltsam. Das behagliche Idyll eines Staates Hohenlohe-Langenburg oder des Staates Reichsstadt Biberach, die Judenreichsstadt Frankfurt u. s. w. mochten sich halten, so lange die übrigen europäischen Völker in kleinen Brocken lebten und die Aufgaben eines Staats- und Volkslebens überall in idyllischer Enge beharrten. Seit Frankreich, England, Spanien zu wirklich starken Staaten erwachsen waren, war die deutsche Misere unhaltbar. Die deutschen Fürsten krochen im Rheinbund bei Frankreich unter, schickten ihre Unterthanen für Napoleon nach Spanien und Rußland zu vielen Tausenden auf die Schlachtbank, verkrochen sich hinter Schweden, England, Rußland. Das deutsche Land aber war jedes Drängers guter Raub, zitterte vor Spaniern,

Türken, Schweden, Franzosen u. s. w. Das deutsche Volk, durch seinen Fleiß und seine Sitte, seine Geistesgaben, die Tapferkeit seiner Männer berufen wie irgend ein europäisches Volk, in sicherem Wohlstand, Ehre und Selbstgefühl als eine geachtete Nation dazustehen unter den europäischen Nationen, mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, als Nation ausgelöscht zu sein, wie einst die von Rom unterjochten Griechen, und als verkaufte Söldner, Schreiber, Hauslehrer, Büchermacher, Weber, Spinner, Krämer, fast wie verachtete Lakaien fort zu existiren. Aber so sollte es nicht sein! Durch den großen Kurfürsten von Brandenburg, der 1657 Deutschland von Polen, 1675 bei Fehrbellin von den Schweden befreite und, obschon von Habsburg und den deutschen Fürsten verrathen, Frankreich Respekt einflüßte; — durch den großen König, dessen glorreicher Kampf gegen Habsburg, Rußland, Schweden, Frankreich, die deutschen Fürsten und den Papst, dem deutschen Volk das verlorene Selbstgefühl wiedergab (siehe Goethe, Wahrheit und Dichtung I), wurde der Grund zu einer Wiedergeburt der deutschen Nation gelegt, in Preußen ein Kern und Rückgrat geschaffen, um den sich die deutsche Nation aus ihrer molluskenartigen Fäulnis wieder zu einem festen Körper bilden könne, — in Ehre und Achtung nach außen, Selbstgefühl, Wohlstand und freiem Geistesstreben nach innen.

„Ich bin nicht so dumm und unwissend, daß ich Preußen für den Musterstaat ohne Flecken, seine Fürsten für Engel hielte; ich kenne unsere Gebrechen und Schwächen besser als die meisten, die auf uns schimpfen. — Ich weiß auch, daß wir als Deutschlands Wächter seit 53 Jahren auf das idyllische Behagen der anderen angeblichen Staaten Deutschlands, die ohne Selbständigkeit und Wehrhaftigkeit ihr harmloses Dasein fristen, so lange es den Mächtigen beliebt, verzichten müssen, daß wir mehr Steuern zahlen und unsere Söhne unter die Waffen stellen, daß wir um Deutschlands willen fast

Nichts haben als die Noth und die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unsren Herzen.

Ich theile aber mit den Meinen den gerechten Stolz auf Preußens saure Arbeit für Deutschland mit jedem verständigen Preußen. Dem Auferstehen eines deutschen lebensfähigen Staates in Preußen hat sich seit 200 Jahren Habsburgs tückische Mißgunst und die Angst deutscher Fürsten für ihr Bestehen, ihre Souveränität entgegen gestellt, und als 1813 nicht durch die von Habsburg verlorenen Schlachten und seine möglichsten Verhinderungen unseres Marsches nach Paris, sondern durch Ströme preußischen Blutes, auch im Kampfe gegen die Souveräne von Napoleon's Gnaden vergossen, Habsburg wieder zu einer europäischen Macht geworden und Deutschland gerettet war, wußte Habsburg sofort im Bunde mit den rheinbündischen Souveränen die schwache Gutmüthigkeit unseres Königs zu benutzen, um Preußens Stellung zu schwächen, ihm zu der Aufgabe, Deutschland zu schirmen, die schwächste Abgrenzung zu geben, jenen Souveränen die verdiente Strafe zu ersparen und ihre landesverderbliche Souveränität zu erhalten. Schon im Sommer 1813 gelang es Metternich, dem bösen Dämon Deutschlands, Preußen ins Schlepptau rückfichtlich des inneren Lebens zu nehmen, seinen edlen Aufschwung zu lähmen, Deutschlands Hoffnungen zu vereiteln und so die revolutionäre Explosion von 1848 herauf zu beschwören. — Und als dann die deutsche Nation sich besann und eine würdige Stellung in Europa zu gewinnen trachtete, da wählte sie Preußens König zum Kaiser. Es war nicht Vorliebe für Preußen, nicht Friedrich Wilhelm's Persönlichkeit, welche dazu trieb, — dessen Schwächen waren weltbekannt und wurden höhnisch übertrieben, seine edlen Eigenschaften verkannt. Es war das Bewußtsein, daß nur um Preußen als seinen Kern und Rückgrat ein deutscher Nationalstaat entstehen könne. Da wurde Habsburgs Gewissensangst und die Wuth der Fürsten von Napoleon's Gnaden wilder rege als je. Nur die

Schwerkraft des preussischen Staates konnte den König von Sachsen und den Großherzog von Baden vor wüsten Emeuten in ihrem eigenen Lande retten, Hamburg vor Fälschplünderung schützen, den Königen von Baiern und Württemberg es möglich machen sich zu behaupten. Sofort zogen die Verbündeten von Bregenz, Habsburg, Baiern, Württemberg u. s. w. 1850 gegen Preußen, d. h. gegen Deutschland heran, zogen Rußlands Macht in ihren Bund, Habsburgs Premierminister Schwarzenberg sprach das unvergeßliche Wort: *il faut avilir la Prusse et après démolir*. Die Straßbairern zertraten Kurhessen, Holstein ward von Habsburg an Dänemark ausgeliefert und Preußen in Osmütz avilirt. — Das war der erste Akt, jetzt soll der zweite kommen, Preußens und mit ihm Deutschlands Hoffnungen demolirt werden, Deutschland in polnische Brocken zerfallen, und was das Ausland übrig läßt, kroatisch und jesuitisch werden, d. h. eine von dem Barbarenreich an der Donau abhängige, von ihm zu dirigirende und auszubeutende Masse werden.

„Dagegen steht Preußen jetzt in den Waffen, für diese Aufgabe Preußens für Deutschland werden wir hier alle mit Freuden die Opfer bringen, die Lasten tragen, die uns treffen werden und schon getroffen haben: ich hoffe zu Gott, wir werden es auch stets ohne Murren zu thun vermögen.

„Noch einmal: Ich habe Niemand belehren wollen mit diesen Worten, ich habe nur meinen Freunden sagen wollen, wie ich mit den Meinen die Dinge ansehe.

„Warum Gott diese eiserne Ruthe erhoben hat, wer mag das zu deuten? Doch ahnen kann man schon, daß Er den schlaffen Egoismus, das Verjuden der deutschen Nation durch eine bittere Arznei heilen will.

Denn wie das Erz vom Hammer,
So wird das lockere Geschlecht
Gehauen durch Noth und Jammer
Zu festem Eisen recht. —“

Ein anderer dieser Briefe, welcher schon unter dem Eindruck der preussischen Siege geschrieben und späterhin auch gedruckt worden ist, mag gleichfalls hier folgen.

„Ein deutsches Wort an Preußens Freunde und Gegner im In- und Auslande.

„Wenn Jemand, der weder durch seinen Beruf noch durch seine Neigung veranlaßt ist, der Tagespresse und Journalistik zu dienen, diese Zeilen an Sie richtet, so möge ihn der aufrichtige Wunsch entschuldigen, über die Dinge, welche wir in Preußen seit etlichen Wochen erlebt haben, mit vollster Wahrheit zu berichten und in der Nähe und Ferne eine richtige Anschauung an Stelle vielfacher Übertreibung und Entstellung verbreiten zu helfen. Unsere Feder steht schlechthin nicht im Dienste irgendwelcher Behörde, auch nicht im Dienste einer politischen Partei, wir greifen zur Feder aus dem innersten Drange der Empfindung heraus, überwältigt von dem, was wir sehen und hören, verlangend der Wahrheit allein die Ehre zu geben und bereit, jedes Wort, das wir schreiben, vor Gott und Menschen zu vertreten.

„Wir setzen als Ihnen bekannt voraus, welche tiefe Verstimmung vor dem Ausbruche des Krieges unser preussisches Land durchzog! Der traurige Verfassungskonflikt, unter dem wir schon so lange seufzen, hatte die Opposition gegen die Regierung in bedenklichster Weise gestärkt; mit Ausnahme einer Minderheit und derjenigen, welche, auf jedes eigene Urtheil in politischen Dingen verzichtend, bereit sind, blindlings jeder Regierung zu folgen, hatte sich eine so allgemeine Verstimmung gegen das Ministerium Bismarck gebildet, daß daselbe ohne die eingetretenen kriegerischen Ereignisse in Folge der angeordneten Neuwahlen zum Abgeordnetenhause eine noch geschlossenere Opposition in demselben gegen sich gehabt haben würde als früher. — Der drohende Krieg mit Oesterreich wurde unter solchen Umständen als ein nationales Unglück, als ein verwegenes Spiel des Grafen Bismarck

angesehen und tausendstimmig wurde der König durch Adressen von Einzelnen und Korporationen bestürmt, durch einen Wechsel des Ministeriums die Möglichkeit herbeizuführen, den Frieden zu erhalten. Der erste wohlthuende Aufzug in dieser schwülen Atmosphäre datirt von dem Tage, als der König von Preußen sich bereit erklärte, die Streitfrage einem europäischen Kongresse zu unterbreiten, als Graf Bismarck sich zur Abreise nach Paris rüstete. Die Ablehnung Oesterreichs, oder die von ihm gestellten völlig unannehmbaren Bedingungen der Kongreßbescheidung öffneten schon manchem die Augen, ebenso das perfide Verhalten Oesterreichs in der Schleswig-Holsteinischen Frage, wo es sich von seinem Verbündeten los sagte und dem früher von ihm selbst verleugneten Bundestage das Richteramt übertrug. Dann sprach der König in seiner schlichten offenen Weise zum Volke, seine Versicherung, „er habe Oesterreich um den Frieden gebeten, wie ein Mensch nur den Andern um etwas bitten könne“, zündete im Volke, es wurden von Augen- und Ohrenzeugen Thatsachen bekannt, welche keinen Zweifel darüber lassen: Oesterreich will den Krieg, hat ihn längst gewollt, Preußen wird zum Kriege gezwungen!

„Nach Auflösung des Abgeordnetenhauses trat die extreme liberale Partei mit der Losung für die Neuwahlen auf: Diesem Ministerium kein Geld, auch kein Geld für den Krieg! Ob solcher Losung erschrak der besonnene Theil des Volkes; man fühlte, das ist nicht Losfagung von einem zeitweiligen Ministerium, das ist Losfagung von unserer Armee, von unserer Dynastie, das heißt die Existenz unseres Staates preisgeben, um vielleicht das Gegentheil von dem, was man hoffte, aus dem Schlamm der Revolution oder aus den Händen des stegenden Oesterreichs zu empfangen. Es fand ein Umschwung der Stimmung statt, über den wir nicht viel Worte zu machen haben, das Resultat dieses Umschwungs liegt in dem Erfolg der stattgehabten Wahlen vor uns, dieses Resultat bedeutet nach unserer Ansicht: Es wird der Re-

gierung mit großer Majorität die zum Kriege nöthige Anleihe demnächst bewilligt werden.

„Preußens Niederlage in dem Beschlusse des Bundestags vom 14. Juni wurde in unserem Volke schmerzlich empfunden. Es war die allgemeine Überzeugung, daß Hannover, Sachsen, Baiern, Hessen, Nassau u. s. w. nicht nach der Ansicht des intelligenten Theiles ihrer Bevölkerung, sondern aus dynastischem Interesse und Rabale Front gegen Preußen gemacht! Der fanatische Preußenhaß in Baiern und Süddeutschland findet in der preußischen Bevölkerung schlechthin keine Erwiderung, kein Echo, und wenn es in dem gegenwärtigen Drama eine für unser Volk schwere, fast unerträgliche Partie giebt, so ist es eben jene feindselige Stimmung Süddeutschlands und der Gedanke, daß es noch weitere Ströme deutschen Blutes kosten könnte, den Widerstand gegen Preußen durch Gewalt der Waffen zu brechen. — Will man nur die materielle Wohlfahrt ins Auge fassen, so sollte die Erhaltung der unvergleichlich segensreichen Schöpfung des Zollvereins jene Staaten von ihrer ruinirenden Politik fern gehalten haben, und wir appelliren getrost an das Urtheil des Auslandes, ob es nicht einer grauenhaften Verblendung zuzuschreiben ist, wenn jene Staaten im Blick auf geistige Interessen, auf eine freiheitliche Entwicklung socialer, kommunaler, insbesondere auch religiöser Zustände Preußen den Rücken kehren, um sich Oesterreich mit seinen schon längst vor dem Kriege zerrütteten Verhältnissen in die Arme zu werfen? Dennoch, das Unglaubliche ist geschehen! Hat unsere Regierung jenen Staaten vielleicht hinreichenden Anlaß geboten, sich vor einem engeren Anschluß an Preußen zu fürchten? Auch darüber möge das unbetheiligte Ausland entscheiden, und so viel stände selbst dann fest, es stände fest auch ohne den seitherigen Verlauf des Krieges, daß jene Staaten von zwei Übeln das größte gewählt haben und daß sie in die über uns hereingebrochene Katastrophe, in der es sich um nichts Geringeres, als um eine Neugestaltung

Deutschlands handelt, mit dem demüthigenden, vielleicht vernichtenden Bewußtsein eintreten müssen, aus der blut- und thränenreichen Geschichte der Habsburger nichts gelernt und Alles vergessen zu haben. — Wir reden nicht aus einer stolzen übermüthigen Anschauungsweise heraus, als läge heute schon Oesterreich und Deutschland zu Preußens Füßen, wir stehen unter dem bestimmten Bewußtsein, daß die seitherigen Siege Preußens nicht nur von Deutschen, sondern auch von Außerdeutschen, und wir schreiben es mit schwerem Herzen nieder, vielleicht auch selbst von einigen verblendeten Preußen mit scheelen Augen angesehen werden, wir täuschen uns auch darüber nicht, daß, so Großes auch in den wenigen Tagen geschehen sein mag, das Größere noch vor uns liegt; aber das Eine steht doch fest: Eine einfache Rückkehr zum Alten ist nicht mehr möglich! Hinter dem alten durch Oesterreichs und seiner Vasallen Einfluß stets zerstückelten uneinigen Deutschland ist die Brücke abgebrochen, die große deutsche Frage ist noch einmal an Preußen herangetreten, und zwar unter Verhältnissen, wie sie kaum ungünstiger gedacht werden können, genau so, wie das scharfblickende Auge eines Radowitz, nachdem sein Unionsversuch von 1850 mit dem Tage von Olmütz gescheitert, es erschaut hatte! Und wie steht heute das preußische Volk zu dieser Frage, wie steht es zu seinem Könige und zu seiner Armee?

„Da stehen wir an einem Punkte, wo wir Ihnen die preußische Heeres-Einrichtung zeichnen müßten, aber wir fühlen es, daß wenigstens vom Auslande und im Auslande die getreueste Schilderung kaum wird verstanden werden können, man muß, möchten wir sagen, Preuße sein, um das, was heute in Preußen zu Tage tritt, ganz würdigen zu können! Denken Sie sich unsere Reservisten, unsere Landwehrmänner ersten und zweiten Aufgebots, größtentheils verheirathete Männer mit schon ernster Lebenserfahrung und Lebensstellung, wie sie auf den Ruf des Königs in der zu Anfang unseres Briefes gezeichneten Stimmung des Landes zur Fahne heran-

treten, denken Sie sich dann den raschen sichern Verlauf des Krieges, die Besetzung Hannovers, Sachsens, Hessens, war es nicht, als würde in jenen Ländern die ganze so oft beklagte und eben so oft überschätzte Kleinstaaterie wie mit Besen fortgesetzt? Denken Sie ferner die kühne, sichere, auch die schlaueste Berechnung des Gegners vernichtende Aktion auf dem böhmischen Kriegsschauplatz — müssen Sie nicht zugeben, daß jene anfangs gedrückte Stimmung von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde umschlagen konnte, ja umschlagen mußte in eine helle, heilige Flamme der Begeisterung? Denken Sie sich die auf der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen beruhende Machtfülle der Intelligenz, der Bildung und Gesittung, wie sie in unserem Heere repräsentirt ist — wahrlich, wir unterschätzen nicht den Vorzug und die Erfolge des Zündnadelgewehrs und der Krupp'schen Kanonen, aber doppelt gefährlich, doppelt vernichtend sind diese materiellen Kräfte der Zerstörung, wenn sie getragen und geführt sind von einer Armee, in der der gewöhnliche Soldat sich vielfach derselben geistigen Bildung rühmen darf wie seine vorgesetzten Officiere.

„Doch verzeihen Sie, wenn unsere Feder in Versuchung kommt, das Lob der Armee zu zeichnen, Sie könnten uns ja mit einigem Rechte des Selbstlobes bezichtigen. — Blutige Tage sind an uns vorüber gegangen und in tausend preußischen Familien herrscht tiefe Trauer um geliebte Todte und Verwundete, aber in zehntausend, ja lassen Sie mich kurz sagen, in allen Familien, in jedem Hause und jeder Hütte herrscht ein heiliger Liebeseifer, die Verwundeten zu heilen und zu verbinden und die tapferen Helden im Felde zu erquicken und zu belohnen. Sieben blutige Tage haben hingereicht, Preußens Volk und Preußens Armee aufs neue als ein untheilbares Ganze vor Europa hinzustellen, und wer es zeichnen könnte, wie in diesen Tagen die Bahnzüge hin und her brausen, um leibliche Hilfe und Erquickung, um auch geistliche Hilfe aller Art nach den Schlachtfeldern und Lazaretten zu führen,

wer es zeichnen könnte, wie in den Familien die schönsten Gruppen der Kinder und der Alten, wie in den Sälen die edlen Frauen und Jungfrauen im Dienste der theuren Armee schaffen und wirken, wahrlich, es würde sich vor unsern Augen, es würde sich den Augen der erstaunten civilisirten Welt ein Bild entrollen, wie es schöner und großartiger noch nie vor dem schöpferischen Geiste und unter dem Pinsel des Malers entstanden ist.

„Der erste bittere Tropfen in dem Becher der Siegesfreude war die Abtretung Venetiens an Frankreich. Bitter war diese Nachricht nicht etwa, weil wir die französische Einmischung fürchteten, nein, bitter zunächst, weil dadurch der letzte Funke von Sympathie mit einem auf eiliger Flucht begriffenen Feinde ausgelöscht werden muß, der schon wie im Vorgefühl seiner Niederlage an dem ehrlichen aber tief verhassten Sieger vorüber geht, um sein Schicksal einem Monarchen zu Füßen zu legen, dessen beständiges Wohlwollen für Oesterreich die Tage von Solferino und Magenta dokumentirt haben.

„Durch Preußen geht die ernste Frage: Welchen Gebrauch wird Napoleon von diesem Danaer-Geschenk machen? Preußen hat in diesem Augenblicke noch nicht Ursache, in Napoleon eine feindliche Macht zu erblicken; hat derselbe bei verschiedenen Gelegenheiten die civilisatorische Aufgabe Frankreichs hervorgehoben und ist er sich bewußt, wie das zu seinen Füßen niedersteigende Habsburger Haus ihm eine Stufe bietet, auf der er zu neuem Ruhm, zu größerer Anerkennung vor den Augen der ganzen Welt emporsteigen kann, wohl an — wir erwarten mit fester Ruhe seine Anerbietungen, seine schwerwiegenden Wahrsprüche zum Frieden. Aber wissen soll und muß es Napoleon in diesem für ihn versuchungsreichen Augenblick, daß Preußen für jetzt den inneren Zwiespalt vergessen kann, um mit der ganzen Machtfülle seiner geordneten finanziellen und militärischen Kraft, seiner noch höher anzuschlagenden wachgerufenen Begeisterung für den deutschen Beruf seines

Königs fest und treu zu diesem zu stehen. Nicht um Jemanden im Ausland, möge er auf dem Throne oder in der Hütte weilen, zu verletzen oder zu reizen, lediglich um unsere preussischen Brüder zu ermuntern, wollen wir auch an dieser Stelle unsern Dank gegen Gottes Führung dafür aussprechen, daß die Sonne der Tage von Leipzig und Belle-Alliance noch einmal über unserer Armee aufgegangen, um uns durch ihre warmen Strahlen für so viel schmerzliche Verkennung deutscher Brüder zu entschädigen und um uns, sollte uns ein schimpflicher Friede geboten werden, zu ermuntern und zu stählen, wenn es sein muß, die zehnfachen Opfer für Preußens Ehre und Deutschlands Heil einzusetzen. Rufen Sie es, wir bitten Sie darum, Allen, die es hören wollen, ins Ohr und ins Herz: Preußens König und Preußens Volk sind nicht eroberungslüchtig, sie verstehen es wohl, wie die riesenhafte gestiegenen geistigen und merkantilen Beziehungen der europäischen Staaten unter einander den Frieden gebieterisch fordern, wenn nicht die Wohlfahrt des Ganzen auf Jahrzehnte vernichtet werden soll; aber wenn sich in diesen unsern Tagen ein Gesetz — oder sollen wir sagen ein Gericht der Geschichte vollzieht, wenn Preußen gezwungen wird, mit dem Schwerte in der Hand ein Neues in Deutschland zu schaffen, so soll keine auswärtige Macht ihm den Weg vertreten, so lange Preußen keine das europäische Gleichgewicht bedrohende Politik verfolgt! Nicht zum ersten Mal muß Preußen rufen: Feinde ringsum! Die so licht gewordenen Reihen seiner Helden aus einer großen Vergangenheit, sie sind nun wieder ausgefüllt durch ein neues junges Heldengeschlecht, das mit gleichem Rufe zum Siege und zum Tode gezogen, als jene Alten mit vergilbtem Bande. Wir kennen keinen besseren und höheren Wunsch, als daß Preußen vor jeder Selbstüberhebung bewahrt bleiben möge, daß ihm aber auch nach der empfangenen neuen Bluttaufe der Muth verliehen werde, bei der wiedergefundenen Einigung zwischen Fürst und Volk hinsichtlich der äußeren Politik vor keinem

Feinde zu erschrecken, der sich einer Einigung Deutschlands widersetzt, für die jetzt in Ehren das Schwert Preußens und seiner Verbündeten zum Siege oder zum Untergange in Gottes Namen gezogen ist. Möge das vergossene Blut so vieler unserer Söhne und Brüder eine heilende und versöhnende Macht auf Alles, was der Versöhnung bedarf, ausüben und möge das Ausland für Preußen Anerkennung und Gerechtigkeit walten lassen, die es sich in offener Schlacht so theuer und mit Ehren erkauft hat.

Aus Rheinland-Westfalen,

am 11. Juli 1866,

dem Jahrestage des Friedens von Villafranca."

An seinen Sohn Johannes, der mit den Reservetruppen in Berlin hatte zurückbleiben müssen, schrieb Landfermann am 28. August 1866:

„Deinen Schmerz, den Dein Brief ausspricht, daß Du nicht mit dabei warst, verstehe ich wohl, es würde mir an Deiner Stelle ebenso zu Muthe sein und mir thut es auch leid, daß bei diesem großen Wendepunkt der Geschichte der Nation unser Haus im kämpfenden Heere nicht vertreten war. Aber das ist nun nicht zu ändern. Du mußt eben auch Dein widriges Los als ein strammer Preuße bis ans Ende tragen, es ausnutzen um Dich recht tüchtig zu machen, wenn unser Volk einmal wieder in die Waffen treten muß, was doch sehr leicht der Fall sein kann. Denn der rasche Krieg und Sieg hinterläßt Haß und Neid an allen Enden. Preußen und Deutschland haben wohl einen herrlichen Schritt vorwärts gethan, ein faules Glied, das aus Lüge, Schlassheit und innerlichem Haß zusammengesetzte Konglomerat an der Donau ist amputirt, um Deutschland vor dem Contagium zu retten; das übrige Deutschland ist straffer und vernünftiger zusammengefaßt als je. Aber noch fehlt viel, daß Preußen und Deutschland nach innen und nach außen zu dauerhafter Haltbarkeit gestaltet sei; noch regen

sich viel schlimme Säfte und Kräfte der Nation, noch müssen wir kümmerlich lauschen, was man in Paris und Petersburg sagt. Kurz ein fester Frieden ist noch nicht errungen. Mir scheint auch die Schule, in die uns das Jahr 1866 genommen hat, zu früh durch Ferien unterbrochen zu sein, als daß wir von der Schläffheit und Üppigkeit zu straffer Thätigkeit, von dem albernen Raifonniren zu verständigem Rechnen mit der Wirklichkeit bereits genug erzogen sein konnten.“

Viele stille Mittel und Wege, der guten Sache zu dienen, gab Landfermann seine erregte Theilnahme in solchen Zeiten ein. Doppelt werth war ihm dann auch der Umgang mit Militärpersonen und er sprach gerne jeden Soldaten freundlich an. — Auch war es ihm ein Bedürfnis für diese bewegenden Kriegszeiten, zu der Morgenerbauung noch ein kurzes ermuthigendes Gebet aufzuschreiben, das von den größeren Kindern vorgelesen wurde.

Nach dem Kriege und beendigter Dienstzeit setzte Johannes seine philologischen Studien auf der Universität Bonn fort. Bei dem jüngsten Sohne, Paul, hatte sich früh eine lebhafte Neigung zum Seemannsberuf gezeigt. Doch dauerte es lange, bis Landfermann die Einwilligung zur Vorbereitung dazu gab, da ihm der Dienst in der Marine und die lange Abwesenheit vom Vaterlande zu fremd und traurig erschienen. Nachdem aber Paul im Frühjahr 1869 als Kadett in die Kriegsmarine eingetreten war, wandte der Vater dieser sein volles Interesse zu; zärtlich sorgte er, was man dem jungen Seefahrer zum Wohl an Leib und Seele thun könne und besang ihm bald in begeistertem Sinn seine Flagge und den Seemannsbrauch.

Deutschen Seeleuten.

(An meinen Sohn Paul.)

I.

Auf, auf ihr Brüder und seid stark,
Deutschland will jetzt sein Meer!

Was lange ihm verschlossen war,
 Jetzt sei es wieder frei und klar,
 Drum schickt uns Deutschland her.

Drob weht die Flagge hoch am Mast,
 Drob steh'n wir Bursche drum,
 Und was von uns mit treuer Kraft
 Auf weitem Meere wird geschafft,
 Ist Deutschlands Eigenthum.

Und ob von Ost und West und Nord
 Auf Deutschland schießt der Neid:
 Das Eure hat es nicht begehrt,
 Doch wenn ihr ihm das Seine wehrt,
 Kommt her, wir sind bereit.

24. Mai 1869.

II.

Die blaue See hab't ihr euch erwählt
 Zu fröhlicher Strebelust,
 Und manches Wetter schon hat euch gestählt
 Die wackere Seemannsbrust.

Nun kommt die ernste Probe heran,
 Nun lauert mit Mächten der Feind.
 Wohlan, auf Deck nun alle Mann!
 Und zeigt, was ihr könnt und meint!

Und seid ihr einer nur gegen zehn,
 Eure Flagge wehet doch hoch,
 Und soll sie nimmer da oben steh'n,
 Das letzte bleibet euch doch.

Ihr wißt, wo die Pulverkammer steht,
 Wo die Lunte liegt, wisset ihr auch:
 So braucht denn, weil es nicht anders geht,
 Den ehrlichen Seemannsbrauch.

Nun fahrt ihr nicht fröhlich auf weitem Meer,
 Nun ruht ihr im nassen Grab,
 Doch unbefleckt die Seemanns-Ehr'
 Nahmet ihr mit euch hinab.

August 1870.

Paul starb als Kapitänleutnant und erster Officier auf der Kreuzercorvette „Sophie“ während der Blockade der ostafrikanischen Küste bei Dar-es-Salaam in Folge eines Hitzschlags, nachdem er von einem siegreichen Gefecht gegen die Araber, das er geleitet hatte, an Bord zurückgekehrt war, den 25. Januar 1889.

Auch aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges mögen hier einige Briefe folgen, welche seine Stimmung wiedergeben.

„Oberwerth bei Koblenz, 24. Juli 1870 (an Prof. Hülsmann). Dieses Mal ist jedes Ihrer Worte mein eigenes. Was wir in den Zeitungen lesen, ich sehe es in nächster Wirklichkeit vor Augen: das ruhige, kaltblütige Können, den demüthigen Liebes-eifer, die Einmüthigkeit! Ja, Napoleon ist die Ruthe, das heilige Werkzeug, durch welches uns Gott große Gnade schenkt, und wer 1866 skeptisch ansah, muß jetzt den Finger Gottes darin finden, daß auf die einzig mögliche Weise Deutschland einen festen Mittelpunkt für 1870 gewonnen hat. 1813 habe ich als Knabe erlebt, und jetzt als Greis 1870. Zweimal, das ist eine Gabe Gottes! — Wir wohnen ruhig auf unserer schönen Insel, etwas einsam, aber wir werden bleiben, so lange nicht Gefahr ganz nahe kommt, was nicht wahrscheinlich ist. Unser Kadett ist auf seinem Schiff Friedrich Karl nach Wilhelmshaven zurückgekommen, und auch da suchen sie sich zu Allem zu rüsten. Johannes ist als Unterofficier beim 29. Regiment eingetreten; er sollte als Officier Dienst thun, aber bei einem neugebildeten, vorläufig zurückbleibenden Bataillon, worauf er erklärte, dann zöge er vor als Unterofficier mit auszurücken, und so sahen wir ihn gestern mit Tornister und Muskete scheiden, zunächst nur bis Oberlahnstein; ich besuchte ihn noch einmal am Abend und saß bis 11 Uhr mit ihm in einem Wirthsgarten

unter zahlreichen Unteroffizieren und Bürgern und sang die Wacht am Rhein mit. — Montag kamen 50 Förster vom linken Rheinufer in Weßlar ohne Ordre an, um das Schützenbataillon nicht zu verfehlen. — Ich habe sehr viel citissima zu schreiben, um Kandidaten Vorschüsse aus Gymnasial-Kassen anzuweisen, Abiturienten- und Schulzeugnisse zu gewähren vor der ordnungsmäßigen Zeit u. s. w. Einer aus Kantem, dem ich Erlaubnis gab, das Abiturienten-Examen noch mitzumachen, sagte: Ihnen kann ich jetzt nicht danken, aber vor dem Feind werde ich meinen Dank beweisen. — Ja, es ist eine Lust zu leben.“

O frage nicht wie ich gedankt.

Mein Gott, du hast mir viel gegeben,
Und deine Treu' hat nicht gewankt,
Ich blicke rückwärts auf mein Leben
Und frage: Hab' ich dir gedankt?

Gebrochne Thürme, grüne Bäume,
Wahnend an altes, künst'ges auch,
Umhegten meiner Kindheit Träume
Des Vaterhauses treuen Brauch.

Dein Feuer war um meine Wiege
In heil'ger Läut'ungsgluth entbrannt,
Als Knabe sah' ich deine Siege,
Und neu erwacht mein Vaterland.

Manch ernster Männer warm Vertrauen
Hat helfend mir die Hand gereicht,
Und ihr auch habet, edle Frauen,
Euch freundlich oft zu mir geneigt.

Mit Flügelschlägen, ernsten, lieben,
Wie habt ihr mich gemahnt, geweckt,
Ihr Fremde, und seid treu geklieben.
Mein Irren hat Euch nie geschreckt.

Ein Tagewerk ward mir beschieden,
Ein strenges! ja, so that's mir noth;
Ich durst' es treiben meist in Frieden,
Und mancher Dank auch mir sich bot.

Und nach der strengen Arbeit Mühen
Steht mir ein fröhlich Haus bereit;
Viel Jugend sah ich um die blühen,
Die mir nur Liebes thut, kein Leid*).

Und nun ich hoch zu Jahren kommen,
Wie wird noch Gnade mir beschert!
Wie hat mein Volk den Flug genommen
Und wacht am Rhein mit treuem Schwert.

Wie ich auch wankt' und irrt' im Leben,
Hat deine Tren' doch nicht gewankt;
Mein Gott, du hast mir viel gegeben,
O frage nicht, wie ich gedankt.

August 1870.

Nach dem Tode seines Sohnes Johannes, der in der Sieges-
schlacht bei Gravelotte, am 18. August, einen raschen Tod fand,
schrieb er (Koblenz, 30. August 1870):

„Wir haben ja gewußt, daß viele schwere Opfer gebracht wer-
den müssen, und daß auch wir müßten dazu bereit sein, aber wir
sind doch schwer gebeugt. — Unseres Johannes letzte Zeit war
eine sehr freundige, die schöne geräumige Wohnung auf Oberwerth,
bei deren Einrichtung er so rüstig und umsichtig half, bot ihm viel
Genuß und Erholung nach der angestrengten Arbeit an der Differ-
tation, zwanglofestes Ergehen auf der lieblichen Insel, Schwimmen
u. s. w. An Paul, der uns gerade besuchte, hatte er herzliche
Freude, er verkehrte heiter mit seinen Schwestern und war ein
freundlicher und doch gehaltener Bruder für die fremden Töchter

*) Sprüche Salomos 31, 12.

des Hauses, und dann die herrliche Erhebung unseres Volkes, in der nun sein ganzes Denken und Thun aufging! — Er hat sein Leben auf dem höchsten Punkte beschlossen! — Wie viele Liebe und Achtung hat er sich erworben, wir erfahren es jetzt erst ganz!“

Einer hat heut schön vollbracht,
Treu für eine heil'ge Sache,
Necht mit freudigem Bedacht
Für sein Land auf Vorderwache.

18. August 1874.

Seinem jüngsten Sohne, dem Seemann, sandte er unterm 25. December 1870 folgenden Weihnachtsgruß:

„Wir haben den heiligen Abend ohne unseren Johannes und mit nur einem von unsern elf eigenen Kindern anwesend, gefeiert, aber auch die zehn Andern sind gut aufgehoben. Deine und andere freundliche Briefe und Sendungen, sowie einige liebe Besuche waren noch zur Bescherung mit unseren übrigen jugendlichen Hausgenossen gekommen, so daß doch 16 Personen unter dem Weihnachtsbaum feierten und unser: 'Vom Himmel hoch' getrost mit uns sangen. Von den vielen Gaben will ich nur ein großes gemaltes Blatt erwähnen, auf welchem oben die Worte aus Makkabäer 3, 59 stehen, welche ich Johannes beim Abschied in sein Taschenbuch geschrieben hatte, und unten das Grab auf dem Kirchhof in Gravelotte mit dem einfachen Denkstein, welchen seine Kameraden ihm gleich gesetzt, und den Namen etwas eingegraben hatten. —

„Von der Welt sind wir aber auf unserer Insel jetzt fast abgeschnitten, weil der Rhein stark mit Eis geht und der Fährmann mich in der Dunkelheit nicht hinüber fahren kann. Zeitungen kommen aber doch, und so wissen wir, daß der Krieg immer verbissener und mühseliger wird. Da hilft aber nichts; wir haben die Aufgabe, dem so frech zum Krieg herausgeförderten Deutschland feste

Grenzen zu erringen, indem wir die Franzosen zu dem Geständnis zwingen, daß sie völlig besiegt sind, sie selbst von ihrer verlogenen Eitelkeit, uns und Europa von ihrem heillosen Anspruch, als die 'große Nation' der Welt zu gebieten und vorzuleuchten, zu befreien.

„Du hast gewiß die Kameraden beneidet, welche auf die Kanonenboote nach Orleans geschickt wurden, und ich hätte es Dir auch wohl gönnen mögen; Du wirst aber gewiß noch Gelegenheit finden, Deine Schuldigkeit zu thun und zu zeigen, daß Du die unthätige Vorbereitungszeit recht benutzt hast, Deinen Leib und Deinen Geist zu rüsten. — Ich lese jetzt am Abend mit den Töchtern Shakespeare's Koriolan, und da ich gerne weiß, wie der Dichter den aus der Geschichte herausgenommenen Stoff verarbeitet hat, um ein großartiges Bild menschlicher Dinge zu schaffen, so habe ich eben Koriolans Leben, wie es der griechische Schriftsteller Plutarch beschreibt, wieder nachgelesen. Bei einer Stelle darin dachte ich an Dich und darum will ich sie Dir übersetzen. Plutarch schreibt: Den Andern war der Ruhm der Zweck der Tüchtigkeit, ihm aber der Endzweck des Ruhmes die Freude seiner Mutter. Denn als diese hörte, daß er gelobt wurde, ihn mit dem Ehrenkranz geschmückt sah und ihn vor Freude weinend umarmte, — das, glaubte er, mache ihn eher reich und glücklich. Diese Gesinnung soll auch Spaminondas bewiesen haben, indem er es für sein größtes Glück hielt, daß sein Vater und seine Mutter noch lebend seine Feldherrnschaft und seinen Sieg bei Leuktra erfuhren.“

Und am 1. Januar 1871: „Deine gestrigen Briefe behielt ich still für mich, bis zur Nacht Deine trauernde Mutter und Schwester noch allein mit mir waren, und sie dann nach dem Lesen Deines Blattes doch noch mit einer freudigen Erinnerung an Dich zur Ruhe konnten. — Wenn es so weit ist, daß Du uns besuchen darfst, so bringe nur immerhin einen braven Kameraden oder gar einen

Officier mit, wir haben schönen Raum! Nun lebe wohl, mein lieber Sohn: Gott segne und behüte Dich auf allen Deinen Wegen und behüte Du Dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus gehet das Leben!" —

So lange Landfermann in Koblenz wirkte, veranlaßten die amtlichen Reisen häufigen persönlichen Verkehr mit den alten Freunden in Elberfeld, Duisburg, Märs, an der Ruhr und Mosel. An Pastor Fliedner, den Begründer der Kaiserswerther Anstalten, hatte er sich schon als Gymnasialdirektor in Duisburg verehrend angeschlossen und verfolgte dessen gesegnetes Wirken stets mit hohem Interesse. In anderer Weise brachten ihm die Reisen auf dem Hunsrück Erfrischendes; er hatte seine Lust an dem heiteren kräftigen Volk dort und fand liebe Bekannte. Auch wohnte ihm da ein Freund, Superintendent Bock, den er schon von der Universität her kannte; das langjährige gemeinsame Streben und Arbeiten in Schule und Kirche hatte sie noch näher zusammen geführt, und veranlaßte die freundlichsten Familienbeziehungen, zumal einige Söhne Bock's in Koblenz das Gymnasium besucht und sich auch ihrerseits eng mit Landfermann's Haus befreundet hatten. Er selbst besuchte den einen, Bürgermeister Bock, noch auf einige Tage in Straßburg, als er das wieder deutsche Elsaß begrüßte, von Weinheim aus, und fühlte sich froh über dessen Wirken. Zu den Gräbern bei Gravelotte hat Landfermann manche seiner Familienmitglieder selbst geleitet.